5

Verlagspostamt Oberhausen Rheinland



Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



Wenn der Landmann über seine Felder schreitet, die Pflugschar in die Erde stößt und die Schollen aufwirft, damit sie aufs neue fruchtbar werden, ist es uns da nicht, als vollzöge sich dabei gleichsam eine heilige Handlung, eine Handlung zum Segen der Menschheit? Denn der Mensch braucht Brot, braucht Nahrung! Aber was wäre ein Bauer ohne Stahl? Was wäre er ohne stählerne Pflugschar und Egge, ohne Wagen und Maschine? Was brächte ihm heute sein Feld, wenn er nicht auch Thomasmehl als Dünger ausstreuen könnte? Was wäre sein Pferd oder Rind ohne Hufbeschlag? So ist heute kein Bauernhof, mag er auch noch so klein sein, ohne Stahl denkbar. Ob als Handgerät oder als Traktor, als Drahtumzäunung oder als Mähdrescher, immer hilft der Stahl mit, die bäuerliche Arbeit rationeller zu gestalten, und ist damit ein lebenswichtiger Faktor in der Beschaffung unserer Nahrung.

JAHRGANG 6 26. MÄRZ 1955 5

AUS DEM INHALT:

Ist das Studium ein Privileg?
+
Steckenpferd-Ausstellung
+
Oberhausen — Wiege der Ruhrindustrie
+
Ab 1. April 1955
+
Heinz hatte eine Idee
+
Feldzug gegen Unfallteufel
+
Stahlrösser unter die Lupe genommen
+
Als ich im vergangenen Jahr . . .
+
Frühjahrsmüdigkeit

ECHO DER ARBEIT Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Red.: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatl. erscheinende Werkszeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Expl. VVA-Druck, Oberhausen. Klischees: Vignold, Essen.

Denke daran!

Sei Dir bewußt,
Was Du auch tust:
Überall drohet Gefahr.
Nimm Dich in acht,
Handle bedacht,
Sieh die Dinge stets klar.

Nicht falscher Mut —
Vorsicht ist gut.
Leichtsinn schon vieles zerschlug
Gleichgültigkeit
Schuf allezeit
Schmerzen und Kummer genug.

Wer überlegt,
Und sorgsam wägt,
Aller Gefahr widersteht.
Dich geht es an!
Denke daran —
Vorher! — nicht wenn es zu spät!

thyssenkrupp Corporate Archives

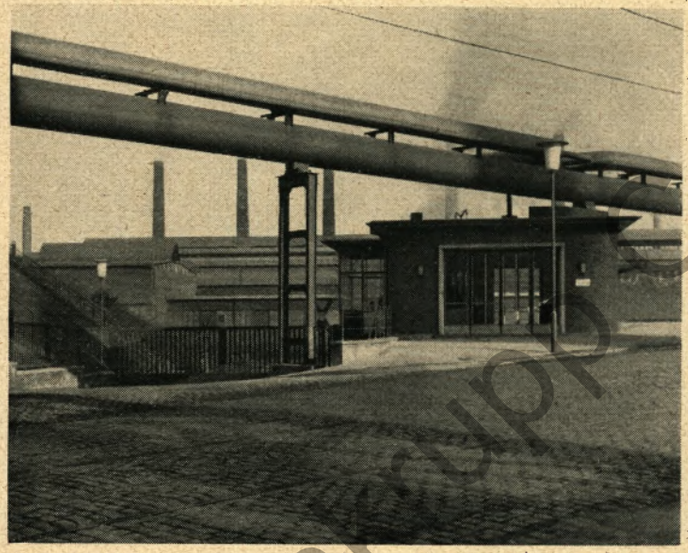
Schnappschüsse



▲ Verbesserungsvorschläge lohnen sich! Für seinen guten Einfall zur Verhütung von Unfällen an den Füchsen des Tiefofens auf NO erhielt der 20jährige Hüttenjungmann Heinz Hesselmann von Sicherheits-Ingenieur Powischill Dank und Anerkennung der Werksleitung ausgesprochen und eine Prämie von 50 DM überreicht. (Vgl. auch Seite 57!) Zur Zeit arbeitet Heinz an einem neuen Vorschlag.



▲ Wieder einmal hatten wir hohen Besuch. Diesmal war es der portugiesische Wirtschaftsminister Dr. Ulisses Chruz des Aquiar Cortes. In seiner Begleitung befanden sich mehrere prominente Persönlichkeiten Portugals und der Bundesrepublik. Links Minister Dr. Cortes, rechts der kaufmännische Direktor Siering im Hochofenbetrieb. Vorher war das neue Preßwerk der GHH besichtigt worden.



▲ Das neue Pförtnerhaus, Tor 5, an der Essener Straße erfreut sich bei dem Großteil der hier durchgehenden Belegschaftsmitglieder einer besonderen Beliebtheit, so daß sich die vorgesehene Zahl von 980 Passanten bereits auf über 1000 erhöht hat. Straßenbahnfahrgäste haben jetzt näher zur Haltestelle.



▲ Werkschutz-Obermeister Gustav Feld und die Oberwachtmänner Johann Kamke und Jakob Längler können lachen! Einmal über den Erfolg, den ihre Jagd nach Schrottdieben hatte, und nun über die Ehrung, die ihnen hier durch Kriminalrat Mader (Pol. Oberh.) zuteil wird. (Ausführlicher Bericht Seite 58.)

▼ Alte Hüttenwerker feierten Diamantene Hochzeit: In Oberhausen II der 53 Jahre im Thomaswerk beschäftigt gewesene ehemalige Maschinist Hermann Ehren, in Reinfeld (Holstein) Karl Faber, der 28 Jahre Dreher im Blechwalzwerk war. Unser Bild: das Jubelpaar Hermann und Gertrud Ehren.



▼ Bei der Aufführung des Singspiels „Die Winzerliesel" durch die Bühnengruppe ging es rheinisch-fröhlich zu. Wenn die Winzerliesel (M. Voß) singend über die Bühne tanzte, freuten sich mit ihr nicht nur die Winzer und Winzerinnen (vgl. auch Seite 56), sondern auch das zahlreich erschienene Publikum.



thyssenkrupp Corporate Archives

Es liegt was in der Luft . . .



Es ist zum Haareausreißen. Spätestens am vergangenen Montag wollte ich meine lange Unterhose ausziehen und mir den Frühlingswind um die Beine streichen lassen — und jetzt? Rauhe Winde wehen aus dem Osten, machen die Stimme rostig und die Nase wehleidig. Wer hätte das gedacht? Denn laut Abreißkalender ist der Frühling bereits da! Am 21. März um 10.56 Uhr in der Früh hat er seinen Einzug gehalten. Aber das muß nicht unbedingt richtig sein. Wer kann dem Kalender schon recht glauben? Er hatte ja schon oft Unrecht mit seinen Ansagen. Schon damals in der „guten, alten Zeit", als Atom-, Wasserstoff- und ähnliche Bomben noch nicht existierten. Aber immerhin: Es liegt was in der Luft . . . Und wenn es nur Schnee ist! Oder sollte es doch das Frühjahr sein? Denn in den letzten Tagen, sicherlich ging es Ihnen ähnlich, lieber Leser, war ich auffällig müde. „Frühjahrsmüdigkeit!", meinte mein Meister, als ich mir neulich ein Sofakissen mit zur Schicht brachte. Und dabei war das nur, um mein Moped zu polstern, weil ich kürzlich vergessen hatte, daß Glatteis war und dabei recht unsanft auf den Allerwertesten knallte. (Für weniger edle Körperteile gibt's nunmal keine Sturzhelme . . .) Also gewarnt, lasse ich mein Moped vorläufig im Stall und schwinge mich erst dann wieder in den Sattel, wenn der Frühling endlich kapiert hat, was er uns fahrplanmäßig schuldig ist. Eine Schwalbe, so sagt man, macht noch keinen Sommer, und ein paar Krokusse im Werksgasthausparkschließlichnochkein Frühjahr. Beschränken wir uns also darauf, auf das offizielle Datum jenes Ausbleibers, der sich Frühling schimpft, zu verweisen. Im übrigen werde ich meine lange Unterhose weiter tragen. So lange, bis sie mir unangenehm warm wird. Ich will endlich wissen, was das für ein Gefühl ist. Jupp

KELLERN SIE AUCH EIN?

Schon jetzt an die Herbsteinkellerungen denken – Neuregelung durch Sparkonten

Mensch, was soll denn das schon wieder? Das Frühjahr hat noch nicht richtig begonnen, und schon denken die bereits wieder an den Herbst — an Einkellerungskartoffeln. Als wenn unsereiner im Moment keine anderen Sorgen hätt'... So oder ähnlich werden sicherlich nicht wenige denken, wenn sie in den folgenden Zeilen von einer Neuregelung der Kartoffeleinkellerung hören. Erfolgte doch die Kartoffelbeschaffung und -auslieferung in früheren Jahren für den größten Teil der Belegschaft durch das Werk.

In der Regel wurden dafür den einzelnen Belegschaftsmitgliedern vier Monatsraten — beginnend im August des jeweiligen Jahres — vom Lohn oder Gehalt einbehalten. In vielen Fällen aber trafen diese Einhälte zeitlich mit Lohneinbehaltungen für Kohlenlieferungen oder sonstigen Ratenzahlungen zusammen, was bei nicht wenigen Werksangehörigen empfindliche Lücken in die Lohn- oder Gehaltstüten riß. Aus Kreisen der Belegschaft wurde daher angeregt, bereits in der ersten Hälfte des Jahres mit den Einbehaltungen für die Kartoffelbeschaffung zu beginnen, da diese Monate im allgemeinen durch sonstige Einhälte weniger belastet sind. Es bedarf keiner Frage, daß dieses Bestreben, wonach in Zukunft jeder einzelne die Wintereinkellerung selbständig vornehmen soll, von der Werksleitung begrüßt und unterstützt wird. Entspricht eine derartige Handhabung doch auch viel mehr den individuellen Bedürfnissen als die bisher üblichen Sammelbestellungen für einen großen Teil der Belegschaft. So wird zukünftig jeder einzelne Werksangehörige sich beispielsweise seine Einkellerungskartoffeln beim Einzelhändler oder Erzeuger selbst aussuchen und bestellen können. Das ist besonders wichtig bei eventuellen späteren Reklamationen, denn dann weiß jeder sofort, an welchen Lieferanten er sich unmittelbar zu wenden hat. Schließlich dürfte es auch dem letzten Belegschaftsmitglied einleuchten, daß sowohl Werksleitung als auch Betriebsrat andere und wichtigere Aufgaben haben, als sich z. B. mit Beanstandungen aus der Kartoffeleinkellerung abzugeben.

Nach langen und reiflichen Überlegungen ist die Werksleitung jedoch zu dem Entschluß gekommen, daß es zweckmäßiger ist, die von den einzelnen Belegschaftsmitgliedern für die Einkellerung zu ersparenden Beträge nicht, wie vorgeschlagen, beim Werk anzusammeln, sondern einem bei der Städt. Sparkasse Oberhausen, Zweigstelle GHH, anzulegenden Sparkonto zuzuführen. Da es sich hierbei um echtes Sparen handelt, werden die Beträge mit dem normalen Satz von drei Prozent verzinst. Die Werksleitung hat sich bereiterklärt, die Einhälte und Überweisungen an die Sparkasse durchzuführen. Jedes Belegschaftsmitglied erhält somit die Möglichkeit, im Herbst — ohne einen Gehalts- oder Lohnvorschuß in Anspruch zu nehmen — über die für die Kartoffeleinkellerung erforderlichen Beträge zu verfügen. Es wird dringend empfohlen, von dieser Möglichkeit im eigenen Interesse Gebrauch zu machen.

Bei der Lohn- und Gehaltszahlung Ende März erhalten daher alle Belegschaftsmitglieder einen Vordruck, der — ausgefüllt mit der monatlichen Sparrate, die in den Monaten April bis einschließlich September einbehalten werden soll — zur Errichtung eines Kontos dient. Dieses Formular ist, nachdem es ausgefüllt und unterschrieben ist, bei den Meistern bzw. auf den Betriebsbüros abzugeben. Die Angestellten werden gebeten, den Vordruck unmittelbar an die Personalabteilung zu senden.

Ist das Studium ein Privileg?

An die hundert Werkstudenten sind zur Zeit wieder bei uns beschäftigt, um sich einen Teil ihres Studiengeldes zu verdienen. Wir haben in der Werkzeitung schon wiederholt darüber berichtet, doch stellt sich das Problem „Werkstudent" immer wieder neu. In den folgenden Ausführungen soll ein Werkstudent, der schon oft bei uns gearbeitet hat, zu Wort kommen.

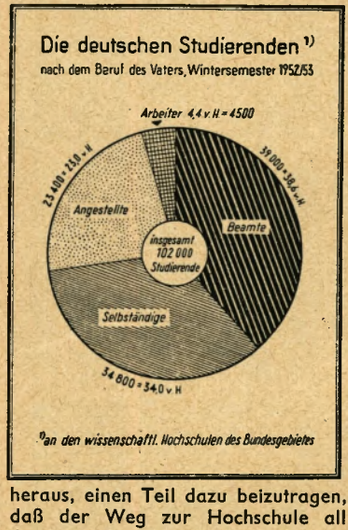
Gerade hier im Ruhrgebiet interessiert uns die Frage, ob der gesellschaftliche Strukturwandel, der sich im Aufschwung des Arbeiterstandes dokumentiert hat, sich auch bis in die Hochschulen und Universitäten ausgewirkt hat. Der geringe Anteil der Studierenden aus Arbeiterfamilien scheint diese Frage zu verneinen. Doch wir wollen die Zahl einmal näher untersuchen. Voraussetzung für den Besuch der Universität ist das Abitur. Die Mehrzahl der heutigen Studenten hat in den Kriegsjahren den Wechsel von der Volksschule zur höheren Schule vorgenommen. Die allgemeine Unsicherheit der Zeit, die Kriegszerstörungen in den Werken, die damit drohende Arbeitslosigkeit und die schleichende Entwertung des Geldes ließen es manchem Arbeiter besser erscheinen, seinen Sohn lieber in die Lehre zu stecken, als mit dem Ziel eines späteren Besuches der Universität zur höheren Schule zu schicken. Hinzukommt, daß sich der entscheidende Aufschwung des Arbeiterstandes erst in den Jahren der wirtschaftlichen Erholung nach dem Kriege vollzogen hat. Die höheren Schulen registrierten in den letzten Jahren durchweg einen starken Zugang. Daran ist zweifellos auch der Arbeiterstand in erheblichem Umfange beteiligt. Ein wirklichkeitsgetreues Bild über das Verhältnis an den Universitäten und Hochschulen kann sich also erst in fünf bis sieben Jahren zeigen.

Die Frage nach dem Werkstudenten ist zugleich die Frage nach der sozialen Situation des Studenten und seines Elternhauses. Man nähert sich der Beantwortung in etwa, wenn man unser Schaubild betrachtet. Es soll angeben, aus welchen Bevölkerungsschichten sich die recht ansehnliche Zahl von 102000 Studenten in der Bundesrepublik zusammensetzt.

102 Weihnachtsmänner — die Nachfrage nach Weihnachtsillusion an einem Abend bei der Studentenhilfe der Universität München. 102 Studenten packten daraufhin ihr Gesicht in Watte, hängten sich die geliehenen roten Mäntel um und ließen die Kleinen im süßen Glauben an den Weihnachtsmann. Weiter: der Film „Null-acht-fünfzehn" wird gedreht. Als billig aufzutreibende Komparsen sind Studenten in Kompaniestärke angetreten, lassen sich Knobelbecher und Uniformen verpassen, Stahlhelme aufs Haupt stülpen und anschließend von „Schleifer" Platzek durchs Gelände scheuchen. Babysitter, Teppichklopfer, Kohlentrimmer — beliebig ließe sich die Reihe der Beschäftigungen fortsetzen. Hinter allen aber steht der illusionslose Kampf um die Finanzierung des Studiums, auch während des Semesters, einer Zeit also, die ausschließlich dem Studium vorbehalten sein sollte. Und was während des Semesters nebenbei gemacht wird, ist für die Semesterferien Selbstverständlichkeit: Arbeit als Werkstudent.

Dennoch wird vieles von den Maßnahmen abhängen, die ergriffen werden, um den Studierenden von den wirtschaftlichen Verhältnissen des Elternhauses unabhängig zu machen. Die Anstrengungen, die der Student selbst dazu macht, haben ihn zum Werkstudenten werden lassen. Und die Zahl der Werkstudenten ist wahrhaftig nicht klein. 72 Prozent aller Studierenden sind gezwungen, sich ihr Studiengeld selbst zu erarbeiten oder zumindest einen gehörigen Brocken zu den Zuwendungen der Eltern hinzu zu verdienen.

Wenn beispielsweise das Hüttenwerk Oberhausen den Studenten in jeden Semesterferien die Möglichkeit gibt, durch Arbeit in den Betrieben einen Teil des Studiengeldes zu verdienen, so geschieht das aus der Erkenntnis



heraus, einen Teil dazu beizutragen, daß der Weg zur Hochschule all denen geebnet werden soll, die das Zeug dazu mitbringen, gleichgültig aus welchen Kreisen sie kommen. Wie ernsthaft die Werksleitung diese Erkenntnis verfolgt, mag die Tatsache veranschaulichen, daß z. B. auch bei rückläufiger Konjunktur vielen Studenten eine Arbeitsmöglichkeit gegeben wurde. Für viele andere Werke ist das Hüttenwerk Oberhausen hier beispielgebend. Sicherlich erhalten auf diese Weise die Söhne einfacher Arbeiter, indem sie als Werkstudenten ihre Studiengelder selbst verdienen, eher den Weg geebnet zum Hochschul-Studium. Das Studium, und damit der Zugang zu den gehobenen Stellungen im Berufsleben, darf schließlich nicht zum Privileg einer verhältnismäßig kleinen Schicht wohlhabender Leute werden. Die Parole sei vielmehr: Freie Bahn dem Tüchtigen!

Darum während der Semesterferien die jeweils große Zahl der Werkstudenten in den Betrieben. Sie werden überall dort eingesetzt, wo sie vollwertige Arbeit leisten können und nicht das Gefühl haben, „mitgeschleppt" zu werden. Es soll ihnen nichts geschenkt werden — und sie selbst wollen es auch nicht anders. Der Betrieb muß notwendig wirtschaftlich denken, er ist keine Wohlfahrtseinrichtung.

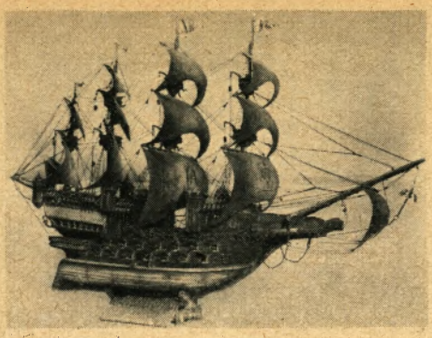
Darüber hinaus geht es vielen Studenten nicht allein um die materielle Seite. Die schönste und wertvollste Seite des Werkstudententums ist die Kontaktnahme mit den Leuten, über die sie vielleicht einmal Vorgesetzte sind, mit denen sie vielleicht einmal als Arzt, Pfarrer oder Jurist zu tun haben. Allein um dieser Tatsache willen möchte ich meine „Praxis als Werkstudent" nicht missen.

Aber nehmen wir die Hilfe, die die Werksleitung den Werkstudenten dadurch angedeihen läßt, nicht als Selbstverständlichkeit. Sie ist kein Freibrief für schnoddrige, unordentliche Bewerbungsschreiben, für Kommen und Gehen, wann es beliebt. Und vielleicht sollte der eine oder andere auch einmal daran denken, daß ein paar Zeilen des Dankes der Werksleitung dieselbe Freude machen, wie uns der positive Bescheid auf unsere Bewerbung. Wie gesagt, vielleicht . . .

cand. rer. pol. Helmut Claus

thyssenkrupp Corporate Archives

10 TAGE Steckenpferd-Ausstellung



Wenn ich im Geiste noch einmal einen Bummel durch die Ausstellung mache, dann ist längst das anmutige „Friesenmädchen“ (Sie erinnern sich, dritte Kabine von links?) zurückgekehrt in die Bescheidenheit einer Wohnzimmerecke, und die abenteuerlichen Wikingerschiffe und Koggen, die den jugendlichen Besuchern manche Geschichte vom Klabautermann in Erinnerung riefen, schaukeln auch schon längst wieder auf den Wogen häuslicher Gemütlichkeit.
Aber ich will nicht philosophische Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Zeit anstellen, sondern nur ein paar kurze Eindrücke wiedergeben, die einem nicht nur aus schnell befriedigter Neugier angelockten Beschauer haften geblieben sind.

Ob es beißt? Dir. Strohmenger befühlt furchtlos die Zähne des Krokodils, eine der ausgestellten Kasperltheaterfiguren, an denen nicht nur die Kinder ihre Freude hatten.



Aus 3250 Streichhölzern hat Karl-Heinz Stöckmann diesen Kühlturm gebastelt! Sozialleiter Jupp Glasik scheint nachzuzählen, ob es auch wirklich soviel Streichhölzer sind.



Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so ging: ich konnte mich jedenfalls nicht ganz frei machen von „Empfindungen“, die über die rein objektive Kritik hinausgehen, als ich die bunte Vielfalt der Gemälde, die mit so viel Geschicklichkeit gefertigten Bastelarbeiten und all die reizenden, in langer Geduldarbeit gehäkelten oder gestrickten Handarbeiten der Frauen sah. — Ohne Zweifel fiel die Kunstfertigkeit einer geschickten Malerhand auf, die beispielsweise mit meisterhaften Pinselstrichen einen „Rauhreifmorgen an der Werra“ einfing. Wohl haben wirklich gekonnte Reproduktionen wie „Madonna mit dem Kinde“ oder „Pferde im Sturm“ den Eindruck echter Kunst hinterlassen. Aber haben Sie — wenn Sie Kunstkenner sind — auch nicht übersehen, mit welch rührender Liebe an den Farben manche Landschaft entstanden ist oder ein Blumenstrauß zusammengebunden wurde? Dieses ehrliche schöpferische Wollen, das zwar vielfach noch weit entfernt ist vom Können und von manchen herzlosen Kritikern oft schnell mit „Kitsch“ oder spöttischem Lächeln abgetan wird, verdient ohne weiteres Anerkennung. Damit soll nicht jedem Stümper eine Lanze gebrochen werden. Theatralisches Getue und raffinierte Effekthascherei verraten ohnedies von selbst die Hohlheit des Geistes. Aber wieviel anmutige, beseelte Schöpferkraft in manchem Herzen nach außen drängt, ohne jemals in die Nähe einer Sphäre zu gelangen, die nur die großen Künstler berührt haben, das bewegt irgendwie.



Einen Einblick in die reiche Vielfalt der Steckenpferd-Ausstellung vermittelt diese Teilansicht. Im Vordergrund links der „Wurzelsepp“, ein Foto, aufgenommen von Hans-Jürgen Niederhoff; auf dem Tisch vorn: Handarbeiten.

Wie sagte doch Sozialleiter Glasik bei der Eröffnung der Ausstellung so treffend: „Wohl denen, die ein Talent haben, ihre brachliegenden schöpferischen Kräfte in solchen Formen zu entfalten wie unsere Aussteller, deren Arbeiten Sie hier sehen. Es sind wirkliche Talente hier zu erkennen. Wenn die Schau der hier ausgestellten Steckenpferde auch keineswegs den Anspruch erhebt, ‚Kunstausstellung‘ genannt zu werden, denn das wäre wohl zu vermessen, so sind wir aber doch der Meinung, daß Arbeiten zu sehen sind, die wirklich künstlerisches Niveau haben, jedenfalls eher den Namen Kunst verdienen als manches, was uns heute als Kunst angeboten wird.“
Und ich meine, diese Ausstellung des Freizeitschaffens hatte Raum für alle die schöpferischen Kräfte, die begnadeten und die weniger begnadeten. Wer mit offenen Augen und Herzen durch die einzelnen Kabinen und Nischen ging, der mochte wohl hier das Talent ahnen, eine große Begabung und dort einen rührenden, vielleicht nicht ganz geglückten Versuch erkennen, schöpferisch zu formen und zu gestalten. Entscheidend aber war wohl dies: diese Ausstellung hat uns alle einander wieder ein bißchen näher gebracht. Denn jeder Künstler zeigt bewußt oder unbewußt ein Stück seiner Seele, ihres Reichtums und der Phantasie seiner Gedanken. Und wenn ein Mensch sein Inneres öffnet, werden unsichtbare Brücken zueinander gebaut. Denn im Beschauen eines Kunstwerkes erlebt man auch den anderen Menschen, der es geschaffen. Und das ist wertvoll!
Bei allem wollen wir aber den eigentlichen Zweck dieser Ausstellung nicht vergessen! Sie sollte die versteckten Talente wecken und zeigen, was in mancher Kollegin und manchem Kollegen steckt, wovon niemand etwas geahnt haben mag. Eine besonders schöne Aufgabe soll es jetzt sein, diesen Menschen Gelegenheit zu geben, ihr Steckenpferd weiterzureiten und wenn möglich noch im Wert zu steigern. Das „Echo der Arbeit“ als unsere Werkzeitschrift wird sein Teil dazu beitragen. S.

Bild unten: Einige der Aussteller, deren Arbeiten von einem Preisrichterkollegium prämiiert wurden: von links nach rechts: Adolf van der Straeten, Karl Malecki, Erna Reimann, Günther Steinmann, Karl-Heinz Stöckmann und Hans-Jürgen Niederhoff.



thyssenkrupp Corporate Archives

Oberhausen – Wiege der Ruhrindustrie

Das Wasser der Emscher, Raseneisenerzvorkommen auf der Lipper- und Liricher Heide sowie Holzkohle waren der Anfang

2. Fortsetzung der Artikelreihe „Wie Oberhausen entstand".

Die Wiege der heutigen Großindustrie des westlichen Ruhrbezirks war klein. Sie wurde von den gestauten Wassern des Sterkrader Baches geschaukelt und stand als Antony-Hütte in Klosterhardt. Ein Sonntagsspaziergang ermöglicht es jedem Oberhausener, der sich an das Massiv der Hochöfen und Walzwerke im Bereiche der heutigen Essener Straße gewöhnt hat, die historische Stätte noch jetzt zu bestaunen. In den noch vorhandenen primitiven Mauern haben nicht nur die gewaltigen Unternehmen HOAG und GHH, wie sie heute sind, buchstäblich mit Bratpfannen und Eisentöpfen, mit Holzkohle und winzigem Schmelzofen, sondern die gesamte Ruhr-Hüttenindustrie ihren Anfang genommen. Dieser Anfang war seltsam genug.

*

Vor allem muß man angesichts des zu gewaltigen Unterschiedes von damals und heute die früheren politischen Verhältnisse wenigstens im groben kennen, wenn man den Kleinkampf verstehen will, der der Gründung der „Gewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen" am 5. April 1810 — also vor genau 145 Jahren — vorausging. Dieser 5. April 1810 ist der eigentliche Geburtstag des späteren Weltunternehmens geworden, das heute aus der HOAG, der GHH Sterkrade und — mittelbar — auch die Bergbau AG „Neue Hoffnung" besteht. Aber bis es soweit war, mußte erst die Schatullenpolitik kleiner Souveräne, die bloß an der „Dividende" interessiert waren, durch Aktionen und Verwandlungen der hohen Politik weggefegt werden.

Sterkrade, Osterfeld und Essen (heute Altoberhausen) unterstanden drei verschiedenen Landesherren. Über das, was in Sterkrade geschehen durfte, bestimmte der Herzog von Cleve, der allerdings Preußen unterstand, über Osterfeld der Kurfürsterzbischof von Köln und über das heutige Altoberhausener Gebiet einschließlich der Emscher die Fürstäbtissin von Essen. Zwar war seit 1608 Brandenburg-Preußen Erbe des Herzogtums Cleve (von Duisburg bis Wesel rechtsrheinisch), es beherrschte auch die Mündungen der Emscher, Ruhr und Lippe. Aber im Hinterland dieser Flüsse saßen andere Herren: das fürstliche Hochstift Essen an der Emscher bis nach Lippern (Oberhausen) und am Nordufer derselben Emscher (Osterfeld-Klosterhardt) der Erzbischof von Köln als Besitzer des Vestes Recklinghausen.

Dies muß man wissen, um zu verstehen, wieso gerade geistliche Herren und Damen die eigentlichen Paten der Oberhausener Industrie und somit auch der Entstehung der Stadt Oberhausen sind. Mit ihnen beginnt die Vorgeschichte (die bis 1810 reicht). Das ganze westliche Ruhrgebiet war Ende des 18. Jahrhunderts (Napoleon!) Wald, Heide, Bruch und Venn. Von unserem Gebiet wissen wir von der Lippern-Liricher Heide, vom Holtener Bruch, vom Grafenbusch, vom Rothebusch (Osterfeld). Es gab in diesem ganzen Gebiete nur einen einzigen Ansatzpunkt für eine neuartige wirtschaftliche Entwicklung: an der Stelle, wo die drei genannten Länder zusammenstießen: nämlich das preußische Herzogtum Kleve, das Hochstift Essen und das kurkölnische Vest. Diese Stelle war das heutige Großoberhausener Gebiet.

Ein münsterischer Domherr Freiherr von der Wenge, mit seinem weltlichen Teil ein sehr unternehmerischer und „moderner" Herr, interessierte sich so um 1750 herum lebhaft für ein Eisenerz, das unter dem Rasen und Heideboden in Klosterhardt, Lippern und nach Dorsten hin zu finden war. Er hatte die Idee, dies Erz an Ort und Stelle und mit Hilfe von Holzkohle schmelzen und aus dem gegossenen Eisen Geräte aller Art herstellen zu lassen. Dazu brauchte er die Erlaubnis des Landesherren, in diesem Falle des Erzbischofs von Köln, der nach einigen Jahren auch zusagte. 1758 war die erste Hütte des ganzen westlichen Ruhrbezirkes fertig. Sie lag in Klosterhardt, und der geistliche Herr taufte sie „St. Antony und Gottesgnadenhütte". Sie wurde die Wiege nicht nur der heutigen Oberhausener, sondern der ganzen gewaltigen Eisenindustrie des Ruhrgebietes.

Denn nun begriffen auch andere, welche Möglichkeiten zu einem neuen Gewerbe sich bei uns boten, wo die Wälder Holzkohle, der Boden Eisenerz und ein gutgebauter Schmelzofen gegossenes Eisen hergaben. Etwa 1780 legte als nächster ein Hüttenmeister namens Pfandhöfer aus dem Siegerland, wo das Schmelzen von Eisenerz schon eine gewisse Tradition hatte, eine Erzmutung ein, die er „Gute Hoffnung" nannte. Die sehr geschäftstüchtige Witwe Krupp-Ascherfeld aus Essen, Mutter und Großmutter der berühmten Alfred und Friedrich Krupp, unterstützte die Spekulationen und Projekte Pfandhöfers durch ein Darlehen. Pfandhöfer selbst war vermögenslos. Unter seiner technischen Leitung entstand nun in Sterkrade, also auf klevisch-preußischem Gebiete, unter dem Namen „Gutehoffnungshütte" die erste Konkurrenz zur Antony-Hütte.



▲ **Die beiden Brüder Franz und Gerhard Haniel, reiche Ruhrorter Kaufleute, zugleich Schwäger von Gottlob Jacobi und Heinrich Huyssen, erwarben im Laufe der Zeit sämtliche Besitztitel der Oberhausener Hütte. (Unser Bild: Franz Haniel.)**

In Essen lebte damals ein Hütteninspektor Julius Gottlob Jacobi. Er war mit dem Arenbergschen Hütteninspektor Werner befreundet. Die beiden Fachleute hatten die Gründungen in Osterfeld und



▼ **Der Eisenhammer Neu-Essen ist die eigentliche Geburtsstätte der heutigen Ruhr-Hüttenindustrie. Unser Bild zeigt, wie die Hütte, aus der sich die Oberhausener Hochofenbetriebe und Walzwerke entwickelten, etwa um 1830 ausgesehen hat.**

thyssenkrupp Corporate Archives



Die „alte Walz", die 1828 aus einer vom Besitzer des Schlosses Oberhausen erworbenen Ölmühle errichtet wurde. Sie stand auf dem Gelände des heutigen Blechwalzwerkes. Damals floß die Emscher, die später verlegt wurde, noch mitten durch das Werk.

Sterkrade einige Jahre beobachtet, dann bildeten sie selbst eine Gesellschaft und bauten 1790 auf dem damaligen Essener, heutigen Altoberhausener Gebiete an der Emscher, nicht weit vom alten Schloß Oberhausen, die dritte Hütte, die „Neu-Essen" genannt wurde.

Natürliche Folge der Existenz dreier Hütten, die sich sozusagen in die Kochtöpfe sehen konnten, war ein erbitterter Wettbewerb. Keine der drei Hütten arbeitete rentabel. In dieser Situation bewährte sich nun der Mann, der in stärkstem Maße technisch-industrielles Genie mit unternehmerischem Weitblick verband. Das war der Leiter der zuletzt an der Emscher erbauten Hütte Neu-Essen: Gottlob Jacobi. Er war erst 20 Jahre alt. Aber er besaß die Eigenschaften eines echten Pioniers, der das neue Wirtschaftselement der Eisenherstellung und Eisenverarbeitung mit all den Wagnissen der Anfangszeit in seinen Entwicklungsmöglichkeiten erahnte. Mit Recht ist sein Name in einer der größten und modernsten Zechen Oberhausens („Zeche Jacobi") verewigt worden. Aber ehe sich sein Genie der drei Hütten bemächtigte und damit die eigentliche Grundlage zur späteren Großproduktion schuf, erweiterte sich der Kreis der ersten Pioniere auf dem heutigen Oberhausener Gebiete um entscheidende Persönlichkeiten.

Berater und dynamisches Element war hierbei Jacobi. Drei Hütten auf drei verschiedenen Staatsgebieten, aber einander so nahe, daß man von der einen zur anderen hinlaufen konnte — da konnte nur eine Vereinigung oder Zusammenlegung in einer Art „Konzern" helfen. Es war Jacobi, der dies der Essener Fürstäbtissin, die ihn protegierte, klarmachte. Hätte es damals schon Aktiengesellschaften gegeben, würde er die Fürstäbtissin Cunegunda in Essen zum Erwerb von Aktien der Antony-Hütte, die Neu-Essen schwer Konkurrenz machte, angeregt haben. Die Hütte „Neu-Essen" an der Emscher, ungefähr im Bereich des heutigen Blechwalzwerks der HOAG liegend, sah sich außerdem der unliebsamen Tatsache gegenüber, daß der Leiter sowohl der Antony-Hütte wie auch der ebenfalls am „Sterkrader Bach", aber auf klevisch-preußischem Gebiet liegenden Gutehoffnungshütte inzwischen ein und dieselbe Person war: Pfandhöfer.

Die Essener Fürstäbtissin, von all den geistlichen Besitzern und Schutzherren der ersten Hüttenwerke die klügste und geschäftstüchtigste, brachte schon bald die Mehrheit der Besitzanteile der Antony-Hütte Klosterhardt in ihre Hand. Und nichts kennzeichnet das Wesen dieser Souveränin besser als die Art, wie sie gegen Pfandhöfer vorging, der natürlich beim Dorstener Gericht zur Klärung der Besitz- und Weisungsverhältnisse gegen die Äbtissin klagte. Denn noch ehe der Äbtissin durch einen gerichtlichen Vergleich im Jahre 1795 die Antony-Hütte zugesprochen wurde, schickte sie ihren Oberhofmeister und eine Schar Beschaffneter nach Klosterhardt, die Pfandhöfer und die Belegschaft der Antony-Hütte einfach an die Luft setzten.

1797, zwei Jahre nach der gerichtlichen Feststellung, daß die Essener Äbtissin Besitzerin der Antony-Hütte auf kurkölnischem Hoheitsgebiet sei, brach Pfandhöfer finanziell zusammen. Er gab auf. Damit war für die Finanziererin der Gutehoffnungshütte in Sterkrade, die ja ebenfalls von Pfandhöfer geleitet wurde, der entscheidende Augenblick gekommen: Die Wwe. Krupp-Ascherfeld, mit deren finanzieller Hilfe Pfandhöfer die Gutehoffnungshütte Sterkrade errichtet hatte, übernahm dieses Werk in eigene Regie. Die Situation war jetzt so: Die Essener Äbtissin war Besitzerin der Mehrheitsanteile an dem Emscherwerk „Neu-Essen" und an der Antony-Hütte Klosterhardt, Besitzerin der Gutehoffnungshütte war die Wwe. Krupp.

Damit war der erste Schritt zur Zusammenfassung, wie sie Jacobi vorschwebte, getan. Alles dies vollzog sich in einer völlig ländlichen Landschaft. Das Erz holte man aus dem „Großen Venn", nördlich der Sterkrader Heide; Osterfeld und Sterkrade waren von Wald bedeckt, hier wurde der Brennstoff erzeugt: Holzkohle.

Jacobis Rat und seine Energie waren der Essener Äbtissin so wertvoll, daß sie ein Viertel ihrer Anteile an Neu-Essen und Antony auf ihren tüchtigen Direktor und Organisator übertrug. Noch konnte niemand ahnen, daß damit eine Persönlichkeit Besitzrechte erhalten hatte, die das Ganze nicht bloß nach der Rendite und dem Reinertrag beurteilte, sondern aus der echten Unternehmerperspektive der damaligen Zeit: das geschaffene Werk mußte auch in schweren Zeiten, die kein Geld abwarfen, durchgehalten, es mußte aus seinen eigenen Erfolgsgesetzen aufgebaut und erweitert werden.

Die hohe Politik kam Jacobi hierbei ausnahmsweise zu Hilfe. Die ersten napoleonischen Kriege, die, fern vom heutigen Ruhrgebiet, mit dem Frieden von Lunéville (1801) endeten, räumten mit Fürsten und Herren gewaltig auf. Preußen, das ja schon (über Kleve) Beherrscher des Sterkrader Gebietes mit der Gutehoffnungshütte war, erhielt jetzt auch das Hochstift Essen (also das heutige Altoberhausener Gebiet). Essens Fürstäbtissin verlor damit ihr Interesse an wirtschaftlichen Unternehmungen.

Zunächst legte sie zum Erschrecken Jacobis die Antony-Hütte still. Dasselbe Schicksal drohte nun auch der Hütte Neu-Essen auf dem Oberhausener Gebiet. Aber Jacobi fand einen Weg.

Er war mit einer Haniel (Johanna Sophie) aus Ruhrort verheiratet. Es gelang ihm, seine beiden Schwäger Franz und Gerhard Haniel (nach Franz Haniel ist die neueste Zeche der Bergbau AG „Neue Hoffnung" benannt) für die beiden von der politischen Krise erfaßten Hütten zu interessieren. Die Haniels waren reiche Ruhrorter Kaufleute und Unternehmer auf den verschiedensten Gebieten. Sie zogen ihrerseits ihren Schwager Heinrich Huyssen aus Essen heran. Alle drei übernahmen nach längeren Verhandlungen sämtliche Besitztitel der entthronten Essener Fürstäbtissin und wurden damit, zusammen mit Jacobi, endgültig Eigentümer der beiden Hütten Antony und Neu-Essen.

Fehlte im Bunde noch die Gutehoffnungshütte Sterkrade. Auch die damalige Besitzerin, Wwe. Krupp, hatte zwar ihren Enkel, den damals noch jungen Friedrich Krupp, der später die Gußstahlfabrik gründete, als Volontär zur Gutehoffnungshütte geschickt. Aber „der Laden klappte nicht richtig". Es gelang den Haniels im Jahre 1808, zu den beiden Hütten, die sie schon hatten, auch die Gutehoffnungshütte von der Wwe. Krupp zu kaufen. Am 5. April 1810 verschmolzen die neuen Besitzer alle drei Hütten (Antony, Neu-Essen und Gutehoffnungshütte) zu einer Gewerkschaft, der später berühmt gewordenen „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huyssen".

Die Geschichte der Anfänge hat hier ihren Abschluß. Denn mit der Gründung dieser ersten Eisengesellschaft auf Oberhausener Boden beginnt der gewaltige Aufstieg zur Großindustrie im 19. Jahrhundert.

Wird fortgesetzt

Hütteninspektor Julius Gottlob Jacobi war wohl der markanteste Kopf in der Gründerzeit der Oberhausener Schwerindustrie. Er schuf die Voraussetzung für die Zusammenfassung der drei kleinen Hütten, aus denen sich später die GHH entwickelte.



thyssenkrupp Corporate Archives

Ab 1. April 1955!

Wer dann keinen Sturzhelm trägt, darf sein Motorrad nicht mehr im Werk unterstellen

Dieser Tage waren wir unterwegs, um die Meinung unserer Motorradfahrer zur Sturzhelm-Aktion einzufangen. In der Fahrzeug-Abstellhalle am Tor 6 standen gerade einige Motorradbesitzer vor dem Plakat, das der Arbeitsschutz vor einiger Zeit hat anbringen lassen, und lachten. „Ab 1. April . . .", sagte einer, „das soll wohl ein Aprilscherz sein!"

Wir hatten jedoch keine Gelegenheit, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es sich nicht um einen Scherz, sondern um eine in der Tat todernste Angelegenheit handelt, denn ein Tritt auf den Kickstarter, Gang rein, Gas — — und schon war er in Richtung auf das Stopp-Schild an der Mülheimer Straße unseren Blicken entschwunden. Ein paar Minuten später vor dem Tor 3. Ein anderer motorradfahrender Kollege: „Seit drei Jahren fahre ich schon, bei jedem Wetter, und nie ist mir etwas passiert. Ich fahre ja auch mit meiner 98er nie schneller als vierzig. Und 'nen Stahlhelm habe ich lange genug getragen . . ."



Ein Kollege, der sich inzwischen zu ihm gesellte, war ungefähr der gleichen Meinung:

„Einen Sturzhelm kaufen? Viel zu teuer! Das sind ja fast 30 DM! Ich fahre schon lange genug und habe noch nie einen Unfall gehabt. Solange nur der Betrieb eine solche Anordnung herausgibt, denke ich nicht daran, mir einen zu kaufen. Solange das keine polizeiliche Vorschrift ist . . . Was geht mein Kopf überhaupt die Werksleitung an??———"

Na, das sah für die Sturzhelm-Aktion nicht sehr erfreulich aus! Würden wir nicht kurz vorher von den Hallenwärtern erfahren haben, daß bereits an eine beträchtliche Anzahl Kollegen Verbilligungsscheine für Motorradsturzhelme ausgegeben wurden — wir hätten schwarz gesehen.

Dann aber erwischten wir einen Motorradfahrer, der uns erzählte, er habe sich schon vor zwei Jahren einen solchen Sturzhelm gekauft. Im Betrieb sei damals über ihn viel gelacht und gespöttelt worden, denn man habe ihn teils für einen „Angeber", teils für einen „Übervorsichtigen" und „Angsthasen" gehalten. Heute jedoch könne er lachen. Der Sturzhelm habe es ihm ermöglicht, auch bei schlechten Straßenverhältnissen und den ganzen Winter über zu fahren; wenn er ausrechne, wieviel Fahrgeld er sich dabei gespart habe, sei der Sturzhelm schon längst bezahlt!

Der Fahrradwächter aus der Halle am Tor 8 lachte dazu. „Ja, ja, das ist schon immer so gewesen", erzählte er aus seiner langjährigen Erfahrung, „zuerst wird gemeckert, wenn eine Neuerung eingeführt wird, ein paar Tage später aber spricht kein Mensch mehr darüber. Als damals aufkam, daß die Motorräder hier die kleine Anhöhe hinaufgeschoben werden müssen, weil es etliche Unfälle gegeben hatte, und als die Rückstrahler eingeführt wurden, da war es nicht anders. Heute aber klappt alles tadellos! Es sind ja auch immer dieselben, die etwas zu meckern haben! Die meisten Leute sind vernünftig und sehen die Notwendigkeit ein. Erst gestern sagte mir einer, er sei froh, den Sturzhelm auf diese Weise um rund 10 DM billiger zu bekommen als in irgendeinem Geschäft. Die Anschaffung mache ihm keine so großen Beschwerden, obwohl er verheiratet sei und Kinder habe. Aber er rauche jetzt jeden Tag eine Zigarette weniger und habe dann in den fünf Wochen das Geld beisammen . . ."

Selbstverständlich interessierte uns jetzt auch noch die rechtliche Seite der Anordnung. Wir sprachen deswegen mit Sicherheits-Ing. Powischill vom Arbeitsschutz. Er bewies uns an Hand von Aufzeichnungen der Berufsgenossenschaft, daß die Anordnung der Sturzhelmpflicht keineswegs so ungewöhnlich und willkürlich ist, wie sie manchem erscheinen mag. In vielen Auslandstaaten, darunter Frankreich, Holland und Belgien, ist das Tragen von Sturzhelmen eine gesetzliche Vorschrift.

In Deutschland dürfte wohl eine ähnliche amtliche Bestimmung nicht mehr lange auf sich warten lassen. Abgesehen davon, ist die Werksleitung durchaus zu der Maßnahme berechtigt, jedem, der keinen Sturzhelm trägt, das Abstellen seines Motorrades in den werkseigenen Unterstellhallen zu untersagen.

Schließlich zahlt das Werk für jedes Belegschaftsmitglied Versicherungsbeiträge und ist, da die Versicherung sich auch auf den Weg zur Arbeit und von der Arbeitsstätte nach Hause erstreckt, natürlich mit Recht daran interessiert, daß sich auf diesem Wege niemand den Kopf einrennt. Ohnehin dürfte außerdem längst bekannt sein, daß 80 Prozent aller verunglückten Motorradfahrer an Kopfverletzungen sterben. Das allein müßte eigentlich einleuchtend genug sein, um die Anordnung mit der Vernunft und dem Verständnis aufzunehmen, wie wir es sonst tun, wenn wir auf uns selbst, vor allem aber auf unsere Familie Rücksicht nehmen.

Es bleibt nur noch die Frage des Bezahlens: 30 Mark! Nun, wenn jemand 1400 bis 3000 Mark für ein Motorrad und damit für die Möglichkeit ausgibt, sich den Kopf an- oder einzurennen, sollte man meinen, er habe auch 30 Mark übrig, um sich einen solchen Kopfschützer zu kaufen. — Motorradfahrer, zeigt Verständnis gegenüber der Anordnung der Werksleitung. Ihr erspart Euch damit selbst und Euren Angehörigen viel Ärger.

Behelmt Euren Kopf — Ihr habt nur einen!!

»Bierej« – »Nimm mit!«

Daß „Steckenpferde" auch eine besondere Entstehungsgeschichte haben können, verriet ein kleines Schmuckkästchen, das in unserer Ausstellung unter den Holzschnitzarbeiten zu sehen war. Es trägt auf der Innenseite des Deckels die Widmung: „Meinem lieben Frauchen zur Erinnerung an den Tag meiner Heimkehr aus der russischen Kriegsgefangenschaft". Geschnitzt wurde es von dem jetzigen Blechprüfer Otto Bartelt von der Stahlkontrolle/WO. Drei volle Monate gingen ins Land, bis er es fertig hatte, denn als Messer diente ihm dazu ein abgebrochenes Sägeblatt. Abend für Abend saß er bis gegen Mitternacht vor der Baracke des Kriegsgefangenenlagers, das sich irgendwo bei Leningrad befand, und schnitzte. Und stets war er von einer Schar Kameraden umlagert, die neugierig zusahen. Als aber Bartelt die Widmung „eingravierte", warnten sie ihn. War es doch strengstens verboten, „Geschriebenes" mit nach Hause zu nehmen.

Anfang Februar 1948 kam endlich der sehnsuchtsvoll erwartete Tag der Entlassung. Mit ihm aber auch die Gepäckkontrolle, von den Kriegsgefangenen „Filz-Appell" genannt, der niemand ausweichen konnte. Bartelt bangte schon, was die russischen Kontrollorgane sagen würden. Doch der Sowjet-Offizier rief den Dolmetscher und ließ sich die Widmung übersetzen: „Meinem lieben Frauchen zur Erinnerung an den Tag meiner Heimkehr . . .". Und dann geschah das Seltsame: „Bierej!", sagte der Russe kurz, „Nimm mit!" und gab das Kästchen zurück.

Viel Humor um »Winzerliesel«

Obwohl Georg Mielkes Singspiel „Winzerliesel" nun schon gut dreißig Jahre alt und die Romantik des nicht „standesgemäßen" gräflichen Liebesverhältnisses zur Enkelin eines Winzers in ihrem Libretto reichlich vergilbt ist, hat das Stück von seiner Bühnenwirkung als Laienspiel noch nichts eingebüßt. Zum Teil mag das auch daran liegen, daß viele seiner Melodien beliebten Volksliedern und alten rheinischen Tänzen entlehnt sind. Unbedingt sicher ist der „Winzerliesel" jedoch der Erfolg, wenn sie mit soviel Rhythmus und Liebe zum Spiel dargeboten wird, wie es am 9. März im Werksgasthaus der Fall war.

Man merkte es der Aufführung an, daß der Spielleiter, Heini Weber (gleichzeitig Graf Walter von Steinen), und die Spieler nicht nur um eine gute Einstudierung bemüht gewesen waren, sondern gleichfalls danach strebten, die vielen von der Sentimentalität der Handlung hervorgerufenen Klippen bestmöglichst auszugleichen. So verliehen Maria Kretschmer (Gräfin Irene von Steinen) und Maria Bauschen (Henriette von Rahden, ihre Nichte) ihren Rollen eine maßvolle Würde. Hans Cichon (Vater Werner, Weinpächter) und Heinz-Hermann Pieper (als der in die Winzerliesel unglücklich verliebte Winzermax) zeigten ein ausgeglichenes Spiel, ebenso der gemeinsam mit der Gräfin-Nichte intrigierende Sekretär des Grafen (Friedhelm Eberle). Heinz-Dieter Jacobi, als Barbier Nepomuk Liebespinsel, aber half mit seinem sprühenden Humor, zu dem er reichlich aus seinem eigenen Stegreifhumor beisteuerte, über die noch verbliebenen Schwächen der Handlung hinweg, temperamentvoll von Marianne Kretschmer (Kammermädchen Euphrosine Blütenschnee) und den Winzern und Winzerinnen (Chor der Bühnengruppe) unterstützt. M. Voß tanzte, sang und plauderte (und trauerte sogar) mit viel Lebendigkeit als Winzerliesel.

Wenn auch die „Winzerliesel" im allgemeinen für Laienaufführungen geeignet ist, so erfordert sie doch gute Gesangsleistungen. Da die Bühnengruppe unseres Hüttenwerkes, wie wir schon bei anderen Aufführungen feststellen konnten, solche Kräfte besitzt und ihr außerdem einige Musiker des Werksorchesters zur Verfügung stehen, welche in der „Winzerliesel" unter der Leitung von Kurt Bachstein mit dem für das Singspiel erforderlichen tänzerischen Schwung spielten, ist die Aufführung auch in musikalischer Hinsicht gut gelungen, so daß der häufige und reiche Beifall, den die Darsteller bekamen, verdient war.

thyssenkrupp Corporate Archives

Heinz hatte eine Idee

. . . und es lohnte sich — 50 DM sind schließlich auch schon was — Köpfchen, Köpfchen!

Wenn die auf der Oberfläche des NO-Tiefofens befindlichen großen Deckel beiseite geschoben werden und die Brammenkammern nach oben hin offenstehen, sprüht aus den weiter unten gelegenen „Füchsen" ein mehr oder weniger starker Funkenregen. Dieser Funkenflug hat schon mehrmals zu Unfällen geführt. Irgendwelche technische Schutzanlagen dagegen anzubringen schien kaum möglich.

Der Hüttenjungmann Heinz Hesselmann (20 J.) aber sagte sich, daß wenigstens eine Warnanlage geschaffen werden könnte. Er gehört zwar unserer Belegschaft erst seit Ostern letzten Jahres an, benutzte allerdings diese Zeit auch dazu, sich auf der Arbeitsstelle gründlich umzusehen und zu lernen.

Und so gelang es ihm, bereits im November vorigen Jahres eine Verbesserung zu finden: eine Signallichtanlage, die den an und auf dem Tiefofen beschäftigten Leuten sowie dem Kranführer zeigt, daß an den „Füchsen" Gefahr besteht. Bei der Prüfung erwies sich der Vorschlag nicht nur als brauchbar, sondern auch als wertvoll. Heinz erhielt daher für seinen guten Einfall vor der versammelten Klasse der Werkschule von Sicherheits-Ingenieur Powischill Dank und Anerkennung ausgesprochen sowie eine Prämie von 50 DM überreicht. Außerdem nahm an der Ehrung, die sogar von der Werkswochenschau gefilmt wurde, Dipl.-Ing. Bruno Kaempf als Vertreter des Bewertungsausschusses für Verbesserungsvorschläge teil.

Daß sich Heinz über die Auszeichnung gefreut hat, ist verständlich. Das Geld könne er gerade jetzt gut gebrauchen, sagte er, da er noch weiterlernen wolle, um später die Ingenieurschule besuchen zu können. Gegenwärtig ist er noch mit einem anderen Verbesserungsvorschlag beschäftigt, der im Stahlwerk eine Arbeitserleichterung bringen soll.

Nun, viel Glück, lieber Heinz! Schaffe weiter so! Ihr anderen Hüttenjungmänner aber, auch auf Euch warten Prämien!

Feldzug gegen Unfallteufel

Unfallvertrauensleute trafen sich mit der Werksleitung — Es bleibt noch viel zu tun

Am 24. Februar kamen im großen Saal des Werksgasthauses die Unfallvertrauensleute mit den Betriebsleitern und Assistenten sowie mit Vertretern des Betriebsrates zusammen. Sinn dieser Zusammenkunft war, in gemeinsamem Gespräch, zu dem ein Referat von Dr. P. W. Haurand die Diskussionsbasis bildete, den Arbeitsschutzgedanken weiter voranzutragen. Die Tagung, an der auch Vertreter des Betriebes Gelsenkirchen teilnahmen, zeigte eindeutig den festen Willen aller Teilnehmer, den bisherigen Erfolg im Kampfe gegen den Unfall noch mehr zu steigern. Die Aussprache wurde mit einer beachtenswerten Offenheit geführt, wie sie nur das gegenseitige Vertrauen und das Bewußtsein kennt, gegen den gefährlichsten Feind unserer Zeit, den Unfall, zu kämpfen.

In seinen einleitenden Worten begrüßte Arbeitsdirektor Strohmenger als Gäste u. a. den Hauptreferenten des Abends, Dr. P. W. Haurand (Halver), Dipl.-Ing. Ruhe als Leiter des technischen Aufsichtsdienstes der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft sowie Gewerberat Zweiling und den Vertreter der Oberhausener Polizei, Kriminalkommissar Rau. Nachdem Direktor Strohmenger dem Arbeitsschutz und den Unfallvertrauensleuten, ihre zumeist schwere Aufklärungsarbeit hervorhebend, seinen besonderen Dank ausgesprochen hatte, gab er eine Rückschau auf die bisherigen Ergebnisse in der Unfallverhütung unseres Werkes, die ihre Krönung fand in dem Ergebnis, das wir auf der Titelseite der Ausgabe 2 unserer Werkzeitung veröffentlichen konnten. Aber nicht nur den Betriebsleitern, Sicherheits-Ingenieuren, Meistern und Unfallvertrauensleuten sei dieses Ergebnis zu verdanken, sondern ebenso den Arbeitern im Betriebe selbst, von denen die Idee des Arbeitsschutzes mit wachsendem Verständnis erkannt werde.

Anschließend sprach Sicherheits-Ingenieur Powischill über die technische Seite des Arbeitsschutzes. Er konnte berichten, daß insgesamt bisher 18000 Paar Sicherheitsschuhe an Belegschaftsmitglieder verkauft und 2000 Sicherheitshelme ausgegeben worden seien, außerdem Hitzeschutzanzüge, Gesichts- und Handschutz. Im Mittelpunkt des Bemühens der Unfallvertrauensleute stehe, so betonte Hubert Powischill, die direkte Aussprache mit den einzelnen Belegschaftsmitgliedern, um diese von der Notwendigkeit der Sicherheitsvorschriften zu überzeugen. Nur dadurch könne das Betriebsklima geschaffen werden, welches für die Sicherheit der arbeitenden Menschen eine der wichtigsten Voraussetzungen ist.

Daß Arbeitsschutz und Unfallverhütung die Produktion nicht nur steigern, sondern auch verbilligen, bewies Dr. Haurand am Beispiel der amerikanischen Industrie. Dr. Haurand ist Mitglied des Aufsichtsrates der Westfalenhütte AG, Dortmund, Nationalökonom und Soziologe, und gilt als Vorkämpfer auf dem Gebiete der Unfallverhütung sowie als anerkannte Kapazität in der Erforschung ihrer wissenschaftlichen Grundlagen. In seinem überaus interessanten Vortrag schilderte er den Aufbau der Unfallverhütung in den Vereinigten Staaten, die er als vorbildlich bezeichnete. Man sei in den USA geradezu zu einem Wettbewerb in der Unfallverhütung gezwungen, da beispielsweise selbst der Konsument angehalten wird, nur Erzeugnisse solcher Unternehmen zu kaufen, die niedrige Unfallziffern aufweisen können.

Maßgebend beeinflußt werde ferner das Verantwortungsgefühl des amerikanischen Arbeiters in der Unfallverhütungsfrage durch das Fehlen einer sozialen Fürsorge in den USA wie sie bei uns in Deutschland besteht. Dadurch sei jeder von sich aus um die eigene Sicherheit besorgt. Jedenfalls hätten die Industriewerke in den USA mit ihrer Unfallverhütungsmethode nicht nur die Sicherheit im Betrieb erstaunlich erhöht, sondern auch die Produktion wesentlich gesteigert. Und wenn auch die amerikanischen Verhältnisse vielfach anders beschaffen seien als unsere deutschen, so könnte sich der Versuch, das amerikanische Unfallverhütungssystem, der deutschen Mentalität angepaßt, zu übernehmen, nur lohnen.

Beachtenswert war eine Antwort Dr. Haurands auf die Frage, wie hoch der Blutzoll des Arbeiters in der amerikanischen Hüttenindustrie sei. Der Referent antwortete mit einem drastischen Zahlenverhältnis: Während der Unfallteufel in der westdeutschen Eisen schaffenden Industrie jährlich noch immer 130 bis 140 Tote fordert, hat man 1948 in den USA noch 28 bis 30 Tote verzeichnet, in den letzten sechs Jahren aber nicht einen einzigen mehr.

Den weiteren, wie schon erwähnt, mit aller Offenheit geführten Aussprachen war im wesentlichen zu entnehmen, daß die Unfallverhütung in Oberhausen vielfach unter den noch bestehenden technischen Mängeln der teilweise veralteten Anlagen im Betrieb zu leiden habe.

Nachdem dann auch in diesem Jahre weitere Modernisierungen in den verschiedensten Betriebsteilen vorgenommen werden und allmählich auch die Rationalisierungsmaßnahmen sich auf die Sicherheit der in den Betrieben arbeitenden Menschen auswirken, dürfte dieses Problem immer mehr an Bedeutung verlieren.

Die Ausführungen der einzelnen Referenten jedoch schienen bei den Zuhörern einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu haben. Aus Gesprächen war zu entnehmen, wie sehr sich die Tagungsteilnehmer den Appell des Arbeitsdirektors und der Abteilung Arbeitsschutz, noch mehr zu tun, um die Unfälle in unserem Hüttenwerk weiterhin zu verringern, zu Herzen genommen haben: Als Notwendigkeit nicht nur im Interesse des Werkes, sondern auch der Sicherheit eines jeden einzelnen Belegschaftsmitgliedes.



Hüttenwerker als Solisten

Am 5. April um 20 Uhr veranstaltet das Werksorchester unter Leitung seines Dirigenten Peter Müller, Essen, im Werksgasthaus ein Solistenkonzert, bei dem sechs Mitglieder des Orchesters als Solisten mitwirken. Das Programm ist, verglichen mit den bisherigen Konzerten, ungewöhnlich. Es enthält nicht sogenannte „Unterhaltungsmusik" und auch nicht Opernmelodien, sondern Werke von Georg Phillip Telemann, Johann Christian Bach, Josef Haydn und Pietro Locatelli. In ihrer überaus melodiösen Art, ihrer unkomplizierten Harmonie und Instrumentation und nicht zuletzt in ihrer wunderbaren Klangfarbe dürften gerade diese Kompositionen alter Meister allen Hörern, nicht nur den Kennern solcher Musik, zu einem tiefen, von der Unrast und dem Lärm unseres Alltags befreienden Erlebnis werden. Es erübrigt sich zu sagen, daß auch die sechs Solisten nicht etwa „Profi"-Musiker sind, sondern wie alle anderen Orchestermitglieder wöchentlich 48 Stunden in den Büros oder im Betrieb arbeiten, teilweise in Wechselschichten und auch nachts. Durch eine tiefe Liebe sind sie mit der Musik verbunden. Und diese Liebe ist wohl die wichtigste Voraussetzung für jeden echten Musiker! Auf unserer Bildmontage stellen wir die sechs Solisten des Konzertes vor: Oben Paul Kirsch (Violine) von der Eisenbahnwerkstatt; darunter rechts Richard Neigenfind (Flöte) von der Concordia als Gast; links Willi Reinartz (Cello) von der Buchbinderei; in der unteren Reihe von rechts nach links: Hans Glasik (Oboe), kaufmännischer Lehrling; Karl Kossmann (Cello) aus dem Blechwalzwerk; Rudi Beichler (Violine), der als Schwerkriegsbeschädigter in der Sattlerei beschäftigt ist.

thyssenkrupp Corporate Archives

Wie einstens Sherlock Holmes

Werkschutz fing Schrottdiebe — „Langfinger" wurden hinter Schloß und Riegel gebracht

Daß der Werkschutz nicht nur in den Pförtnerhäusern herumsteht, um gelegentlich die Taschen der Arbeiter zu kontrollieren, sondern, wenn es darauf ankommt, auch „große Fische" fangen kann, bewiesen die Werkschutzleute WS.-Obermeister Gustav Feld (49 J.) und die Oberwachtmänner Johann Kamke (34 J.) und Jakob Längler (48 J.) bei ihrem Einsatz gegen Schrottdiebe. Es gelang ihnen, am 16. Februar zwei Männer aus Essen-Bergeborbeck festzunehmen, als diese im Schutze der Dunkelheit 490 Kilogramm gestohlenes Spiegeleisen mit einem Kombiwagen wegfahren wollten. Zwei weitere an dem Diebstahl beteiligte Männer sowie eine Rohproduktenhändlerin, die als Hehlerin fungierte, wurden bald darauf festgenommen. Wie die Ermittlungen der Polizei ergaben, gehen auf das Konto der Diebesbande insgesamt 20 Diebstähle. Für ihr entschlossenes und geschicktes Handeln in der Bekämpfung des Verbrechertums erhielten die drei Werkschutzmänner vom Polizeipräsidenten der Stadt Oberhausen ein Anerkennungsschreiben und eine Belohnung von je 30 DM.

*

Als wir uns dieser Tage mit den drei Männern zusammensetzten, um von ihnen Einzelheiten der „Verbrecherjagd" zu erfahren, erzählten sie, bescheiden wie sie sind, nicht viel. Dafür ergaben aber die Hinweise ihrer Kollegen und die Akten der Polizei über diesen Fall fast eine Kriminalstory:

„So ein Sauwetter!" schimpfte der Werkschutz-Wachtmann Kamke und trat sich die Füße warm. Auf der Wachstube hatte er nun schon zum dritten Male seine Stiefel ausgezogen und dicke Papierlagen als Sohlen eingelegt, um sich gegen das beharrlich eindringende Schneewasser zu schützen. Aber was half das schon! Die vierte Nacht standen sie nun schon hier, er und sein Kollege, der Werkschutzwachtmann Längler, eingebuddelt in den tiefen Schnee des Grabens an der Dellwiger Straße gegenüber der Werksmauer. Wie leibhaftige Schneemänner sahen sie aus; dabei blies ihnen der Ostwind nicht schlecht um die Ohren. Kaum anders erging es dem WS.-Obermeister Feld, der oben auf der Straße mit seinem Fahrrad hin und her fuhr, und dem der scharfe Wind das dichte Schneetreiben erst recht ins Gesicht trieb.

Aber Polizei und Werkschutz können sich nun einmal keine idyllischen Vollmondnächte aussuchen, wenn es gilt, ein paar besonders abgefeimte Burschen dingfest zu machen. Und abgefeimt war die Bande, hinter der die drei Werkschutzmänner her waren. Das verrieten allein schon die vielen Diebstähle auf dem Schrottplatz, die nun schon seit Jahren festgestellt werden konnten, und neuerlich die Spuren vor der Werksmauer. Fast sah es jedoch aus, als hätten die Diebe rechtzeitig „Wind bekommen" von der Falle, die ihnen gestellt werden sollte, denn obwohl das Wetter für lichtscheues Gesindel wie geschaffen war, hatten sie sich während der letzten Nächte nicht sehen lassen.

Dann aber kam der 16. Februar. Noch immer zeigte sich der Winter von seiner grimmigsten Seite und wiederum hatten die Werkschutz-Wachtmänner Kamke und Längler in Zivilkleidung ihre Schneelöcher bezogen, während oben auf der Straße WS.-Obermeister Feld ebenfalls in Zivil seinen Streifendienst fuhr.

Wachtmann Längler sah gerade auf die Uhr und sagte: „Erst halb sieben!", als sich aus der Richtung Essen Motorengeräusch näherte. Die beiden Männer spitzten die Ohren. Sollten sie an diesem Abend doch nicht wieder vergeblich warten müssen? — — Nun wurde im Schneetreiben auch schon die Silhouette eines Kraftfahrzeuges sichtbar, und kurz darauf blieb der Wagen fast vor ihnen an der Werksmauer stehen. Ihm entstiegen zwei Männer, sahen sich zunächst einmal um und kletterten dann über die Mauer und verschwanden im Werksgelände.

Aber die drei Werkschutzleute, alles „alte Hasen" mit sechs bis zwanzig Dienstjahren, hatten vorher ihren „Schlachtplan" in allen Einzelheiten miteinander abgestimmt. Während nun Obermeister Feld mit seinem Fahrrad gleich weiter in die Hausmannsfelder Straße fuhr, wo die Oberhausener Polizei mit einem Davidwagen wartete, der daraufhin Stellungswechsel in die Dellwiger Straße machte, beobachteten Kamke und Längler, wie über die Werksmauer ein Schrottstück nach dem anderen auf den Gehsteig neben der Straße geworfen wurde, bis eine gute halbe Tonne beisammen war.

Bald darauf kletterten auch die beiden fremden Gestalten über die Mauer zurück und stiegen in den Wagen, um wegzufahren. Den Schrott ließen sie dabei auf dem Gehsteig liegen. Kamke, Längler und auch die Polizisten wären jetzt am liebsten vorgegangen, um die Diebe zu stellen. Aber Obermeister Feld meinte kaltblütig: „Laßt sie nur fahren, die wollen bloß bei der Ripshorster Brücke wenden und kommen gleich wieder zurück."

So geschah es auch. Kurz darauf war der Wagen wieder da. Als dann die beiden Männer sich daran machten, den Schrott aufzuladen, pfiff Obermeister Feld. Kamke und Längler sprangen aus ihrem Schneeloch auf die Straße, gleichzeitig kam die Polizei. Frech täuschte der Fahrer des Wagens einen Motorschaden vor und öffnete die Kühlerhaube. Aber bei den bereits aufgeladenen Schrottstücken half kein Leugnen mehr. Die beiden Festgenommenen hielten es daher für angebracht, keinen Widerstand zu leisten und auf der Polizeiwache ein volles Geständnis abzulegen. Dieses wiederum überraschte nun die Polizei und unsere Werkschutzleute, denn die festgenommenen Männer erwiesen sich als Angehörige einer seit langer Zeit gesuchten Diebesbande, die aus vier Mann und einer Altmaterialienhändlerin als Hehlerin bestand. Insgesamt 20 größere Schrottdiebstähle hat die Bande auf dem Gewissen.

Stahlrösser unter die Lupe genommen

Als die Verkehrspolizei das letzte Mal die fünf Fahrzeug-Abstellhallen des Werkes besuchte, um die Räder der Belegschaftsmitglieder auf ihre Verkehrssicherheit zu überprüfen, gab es nur verhältnismäßig wenig zu beanstanden. Nicht an einem einzigen Fahrrad fehlten die Rückstrahler. Jedes Rad war mit der vorschriftsmäßigen Klingel ausgestattet. Allerdings hatten 79 nicht die notwendige Lautstärke. 51 waren im Hinblick auf die Beleuchtung nicht so, wie sie es sein sollten. Leider gaben die Bremsen von 234 Fahrrädern Anlaß zur Kritik. Aber wenn von 2484 Stahlrössern nur 14,6 Prozent zu beanstanden waren, kann auch die an Kummer gewöhnte Polizei nur anerkennend sagen: Ein erfreuliches Resultat. „Wenn es nur überall so wäre..."

Allerdings: die 14,6 Prozent mahnten, daß noch so manches Rad in Ordnung zu bringen war. Zwar handelte es sich bei der Mehrzahl der „aufgefallenen" Fahrzeuge um Räder von Unternehmerarbeitern, aber 234 defekte Bremsen — das kann 234 Verkehrsunfälle bedeuten. Das kann bedeuten, daß so manches Belegschaftsmitglied am Feierabend, statt zu Hause, im Krankenhaus landet.

Dort kann der Verunglückte sich dann ausrechnen, was es ihn an Verdienstausfall kostet, weil er ein paar Pfennig für die Reparatur der Fahrradbremse sparen wollte. „Viele schwere Verkehrsunfälle wären nicht passiert, wenn die technische Beschaffenheit der beteiligten Fahrzeuge in Ordnung gewesen wäre", sagt die Polizei. Das gilt nicht nur für die Radfahrer. Aber sie bilden nun einmal im Straßenverkehr den schwächeren Teil. Autofahrer halten viel mehr aus...

Darum führt der Werkschutz regelmäßig Kontrollen in den Fahrzeug-Abstellhallen durch. Das ist keine leichte Aufgabe. Schließlich kommen nicht weniger als 5208 Belegschaftsmitglieder per Fahrrad zur Arbeit. Dazu kommen 1083, die sich motorisiert haben. Insgesamt stehen — alle Schichten zusammengenommen — in den Fahrzeughallen 6291 Fahrräder, Motorräder aller Klassen, Roller und Mopeds.

Und die sollen alle regelmäßig überprüft werden? Natürlich können sich die Werkschutzmänner nicht jeden Tag in den Hallen umsehen. Aber die Hallenwärter passen auf. Wenn Jupp aus dem Stahlwerk mit einem Drahtroß angerollt kommt, bei dem von den Pedalen nur noch die Achsen stehen und auch sonst manches klapprig geworden ist, muß er darauf gefaßt sein, daß ihm der Hallenwärter sagt: „Du bist wohl lebensmüde? Laß Dir von Deiner Mutti man 'nen Taler für ein Paar neue Kurbeln geben..."

Und wenn der Jupp das nicht einsieht, wird ihn der Mann in der Halle nochmals mahnen: „Du, das nächste Mal gibst Du einen aus. Willst Dich wohl unglücklich machen mit Deinem Drahtesel!!!" — Erst in ganz „schweren Fällen" schaltet sich der Werkschutz ein.

„Aber wir haben nur wenige Schwierigkeiten. Meist werden die beanstandeten Fehler unverzüglich abgestellt", freut sich Werkschutz-Chef Otto Hofmann, den wir mit Horst Heuser bei einem Rundgang in der Fahrzeughalle am Tor 10 trafen. Hallenwärter Albert Schaaf war in dieser Schicht Herr über 328 Stahlrösser und 180 Motorräder. Einige Ständer waren leer. „Das kommt, weil eine Anzahl Belegschaftsmitglieder ihre Fahrzeuge während der Wintermonate ‚eingemottet' haben." Bald werden hier in jeder Schicht etwa 350 Fahrräder und 260 Motorräder stehen.

Werkschutz-Besuch in der Fahrradhalle: Otto Hofmann (Mitte), Horst Heuser (links) und Hallenwärter Schaaf. Erfreulicherweise gab es dabei an den 6291 Fahrrädern, Motorrädern, Rollern und Mopeds nicht viel zu bemängeln.



thyssenkrupp Corporate Archives

Als ich im vergangenen Jahr...



Hüttenwerker an der blauen Adria! — Wer will hin?

Italien, das Land der Sonne, des Weins und rassiger Frauen (o, bella, bella donna), erwartet die Urlauber der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie. Durch Vermittlung der Wirtschaftsvereinigung in Verbindung mit dem italienischen Commissariato per il Turismo, dem Reisebüro Scharnow und der Deutschen Feiergemeinschaft wird den Hüttenarbeitern und -angestellten zu überaus günstigen finanziellen Bedingungen Gelegenheit gegeben, das von Vico Torriani und anderen modernen Troubadouren in so vielen Schlagern besungene Land kennenzulernen. Ziel: Rimini, das Weltbad an der Adria-Küste. Wer möchte nicht unter Palmen lustwandeln, in einer Osteria beim Vino sitzen oder sich in den Fluten des Mittelmeeres tummeln? Im Ernst: das Blau der Adria ist hier noch leuchtender, als es die kitschigsten Farben des Buntfilms je wiedergeben könnten. Warum aber erst hinfahren, wenn man so etwas vom zweiten Sperrsitz des heimatlichen Stammkinos aus auch haben kann. Nun, weil es irgendwie beglückend ist, das dolce far niente der Ferien-Glückseligkeit zu kosten. Also auf nach Italien! Die Preise betragen für eine Woche ab Duisburg in Gruppe I (besonders gute Hotels im Zentrum von Rimini, Igea und Viserba) 202,— DM und in Gruppe II (gute Pensionen im Zentrum von Rimini und gute Hotels und Pensionen in den Vororten Miramare, Viserba, Viserbella, Igea und Bellaria) 192,— DM. Für jede Verlängerungswoche werden in Gruppe I 71,— DM und in Gruppe II 61,— DM berechnet, so daß beispielsweise ein Belegschaftsmitglied für einen vierzehntägigen Aufenthalt in Rimini (d. h. 14 Tage Aufenthalt zuzüglich 2 Reisetage) in Gruppe I 273,— DM zu zahlen hätte. Im Gegensatz zum vergangenen Jahr können die Reisenden selbst wählen, ob sie 7, 14 oder 21 Tage in Rimini bleiben wollen. Die Preise umfassen die Bahnfahrt bis Rimini und zurück, wobei bis Mailand moderne Liegewagen zur Verfügung stehen, Unterkunft in den ausgewählten Hotels oder Pensionen, volle Verpflegung, beginnend mit dem Abendessen am Ankunftstage, endend mit einer Kaltverpflegung für die Rückfahrt, Kurtaxe, Badekabine, Bedienungsgeld und Steuer. Tatsächlich wohnen die Urlauber der Eisen- und Stahlindustrie, davon konnte der Chronist sich im vergangenen Jahr selbst überzeugen, beispielsweise in Rimini in den besten Hotels, wofür normalerweise sonst unerschwinglich hohe Preise zu bezahlen wären. Auch wecken die Fahrten in keiner Weise KdF-Erinnerungen, es ist keineswegs ein Massenurlaub: die Urlauber gelten in den Hotels und Pensionen als Privatgäste und werden als solche gewertet. Sämtliche Unterkünfte liegen direkt am Strand. Jedes Hotel und jede Pension hat einen eigenen Badestrand. Nochmals: Auf nach Rimini! Wer weiß, ob eine so günstige Gelegenheit hierzu sich noch einmal bietet. Nähere Auskünfte erteilt die Sozialabteilung.

K. H. S.





Nicht allein Spaghetti und Makkaroni haben die italienische Küche berühmt gemacht. Nicht zuletzt auch der Vino, wie der Wein hierzulande heißt, und das viele Obst, das zu jeder Mahlzeit gehört.



Das Strandcafe von Rimini. Rimini ist der bekannteste Badeort an der Adria, diesem azurblauen Meer unter ewiglächelnder Sonne. Ein Ferien-Paradies.



Wenige Kilometer von Rimini liegt San Marino, der Zwergstaat im Apennin. Ein beliebtes Ausflugsziel.



Per Autobus geht es durch den Apennin zu Tagesausflügen nach Florenz. Hier die berühmte Ponte Vecchio, eine typisch südländische Brücke über den Arno. Florenz, die Hauptstadt der Toscana, ist eine der an Kunstschätzen reichsten Städte der Welt.



Stippvisite in Venedig: M. Schulte, Chr. Overgoor, W. Voßkühler und I. Meyer auf dem weltberühmten Markusplatz.





Schattenspendende „Sonnensegel" in ihrer bunten Vielfalt sind typisch für das italienische Strandleben. Kaum hundert Schritt von hier entfernt liegen die Hotels unserer Urlauber.



K. Giller (Kraftfahrzeugbetrieb) sieht an der Adriatischen Küste italienischen Fischern beim Einholen der Netze aus dem Meer zu.

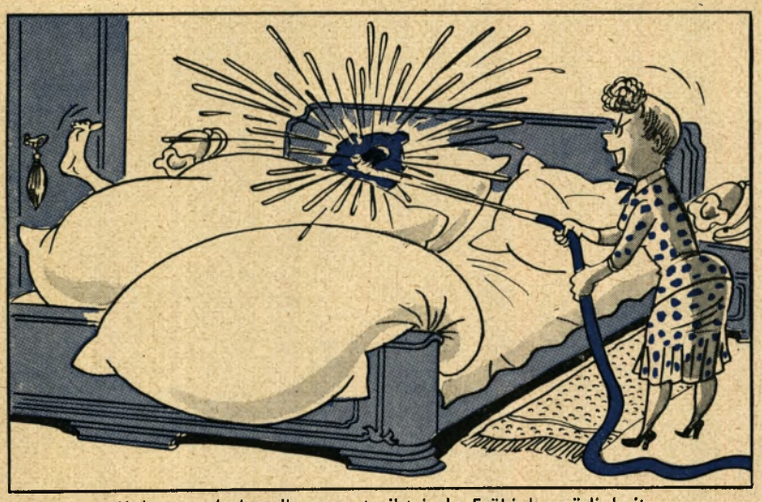




In solch erstklassigen Hotels sind in Rimini die Italien-Urlauber der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie untergebracht. Hier Albergo Costa d'Oro (zu deutsch: Goldene Küste). Jedes Zimmer mit Balkon.

thyssenkrupp Corporate Archive

Echo der Arbeit



„Kaltwasserbehandlung vertreibt jede Frühjahrsmüdigkeit, punkt sechs bist Du im Hüttenwerk."



„Mir liegt die Frühjahrsmüdigkeit furchtbar in den Knochen, ich komme morgens nicht mehr aus den Federn."
„Komisch sonntags beim Frühschoppen bist Du immer der Erste!"



Frühjahrs-müdigkeit

gezeichnet von KURT CERNY



„Jetzt wird es mir aber zu dumm, jedesmal wenn ich von der neuen Frühjahrsmode rede, fängst Du an zu pennen!"



„Pst, er verschläft sogar den Feierabend!"



„Wach auf Karl, wir kommen wieder in verkehrsreichere Gegenden!"

thyssenkrupp Corporate Archives